

Geigenfriedli : eine Novelle aus den Bergen

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **188 (1909)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geigenfriedli.

Eine Novelle aus den Bergen, von Ernst Zahn.



1. In den vereisten Steinwänden leckte die Mittagssonne, daß es wie von Goldfunken flirrte in den steilen Platten und der Riß langsam länger wurde, welchen das Flammengestirn gestern und vorgestern und alle die hellen Tage vorher in's Eis gefurcht hatte. Die Sonne beherrschte den Himmel; ihre Pfeile gleißten in den blauen Mantel und löschten darin die letzte Wolkenspur. Ueber den weißen Bergen war im Blau ein Zittern und Flimmern, ein Zeichen, daß der Föhn über die verschneiten Gipfel strich.

In der Tiefe herrschte Schweigen. Die spärlichen Wasser des Mattenbaches fluteten in grünen Wellen fast schläfrig ihr steinigtes Bett entlang talwärts. Drüben, über den Häusergruppen des Dorfes Matten schwebte hier und dort ein dünner Rauch kerzengerade in die blaue Luft.

Auf der breiten, aber noch hoch verschneiten Straße, welche herauf vom Tale dem Dorf zu führte, kam einer gegangen. Es war ein noch junger Mann, der langsam, als kümmerer Weg und Ziel ihn wenig, bergauf schritt. In der Kleidung nachlässig und ärmlich, trug er eine pelz-umrandete Tuchkappe auf dem schwarzen, starrigen Haar und einen stark mitgenommenen Reisefack an einem Stock über der Schulter. Auch hing ihm an einem Lederriemen um die andere Achsel eine Geige, mit einer gewissen Sorgfalt in grünes Tuch genäht.

Der Schnee auf der Straße war weich; die Sonne flammte fast heiß auf den Berganziehenden. Mit einem heftigen Ruck warf der seinen Sack zu Boden und wischte sich, stehen bleibend, den Schweiß von der Stirn. Bei der energischen Bewegung war ihm die Kappe vom Kopf in den Schnee geflogen, und mit einem Ausdruck von Wohlbehagen in dem bleichen, unschönen Gesicht ließ er sich die Stirn von der kalten Schneeluft kühlen. Da schnarrte mitten in das Schweigen der widrige Ruf einer Krähe. Zwei der Vögel flogen aus den laublosen Sträuchern unten am Mattenbach auf und strichen krächzend der Höhe zu. Der Bursche an der Straße schaute ihnen nach, und für einen Augenblick verzog sich sein Mund zu einem gleichgültigen Lachen. „Ein schlechter Gruß, das Geschrei dort“, redete er in sich hinein, „das soll wohl heißen, daß der Geigenfriedli wenig aufstecken wird da oben im Dorf.“ Dann stülpte er die Kappe wieder auf, ergriff sein Bündel und schritt im selben, jeder Eile entbehrenden Gang weiter, seinem Ziele zu.

Vor seinem Hause, dem schönsten im ganzen Dorf Matten, stand der reiche Großbauer und Postpferdehalter Dehler und schaute die Straße entlang, wo eben ein paar seiner, mit Waren aller Art vollbepackten Schlitten verschwunden waren. Eigentlich stand er zwar gar nicht, sondern hatte seines Leibes ansehnliche Fülle über die Rücklehne eines

leeren Herrenschlittens gelegt und schmunzelte über die Bequämlichkeit seiner Stellung. Der Dehler liebte die Bequämlichkeit, besonders wenn er bei guter Laune war, und wer in solchen Augenblicken die gewaltige Gestalt des Gebirglers sah, mochte kaum glauben, daß sie zu anderer Zeit in den Dienst härtester Arbeit sich stellte und alle Unbilden des Gebirgslebens mit bewundernswerter Ausdauer ertrug.

Auf einmal wich in dem energischen, roten, von beinahe weißem Schnurrbart umrahmten Gesicht Dehlers der Ausdruck gemüthlichen Sichgehenlassens dem der Neugierde. Ein fremder Mensch, zur Winterszeit eine Seltenheit in Matten, kam da durch die Häuserreihe am Ende des Dorfes geschritten und näherte sich. Vor dem Bauer blieb er stehen.

„Nun?“ sagte der Fremde und über sein fast finsternes Gesicht zuckte es wie der Schein eines vergnügten Lachens.

„Nun?“ grunzte der Bauer als Antwort, unfreundlich und Miene machend, ins Haus zu treten.

„Kennst ihr mich nimmer, Herrngutbauer?“ fragte der Fremde.

Da schaute ihm der andere in die großen, halb höhnisch, halb düster blickenden Augen. „Wahr — wahrhaftig, Du bist's, Friedli, an Deinem Blick kenn' ich Dich wieder; da war immer so etwas B'sonderes drin! — Willkommen!“

Er reichte dem Burschen die große, knochige Hand und fuhr fort: „Was treibt denn Dich wieder einmal herauf in unser Dorf?“ — „Hast Hunger?“ fügte er, ohne Friedlis Antwort abzuwarten, hinzu. „Komm' herauf in die Stube! 's Essen wird so wie so schon warten; kannst mit uns Deine Suppe haben!“

„Wenn's erlaubt ist, Dehler, ich sag' halt nicht nein! — Droben erzähl' ich Euch, wie ich herauf gekommen bin in das alte, verlorene Dorf!“

Die beiden Männer gingen in's Haus und stiegen über die knarrende Holztreppe hinauf zur Dehler'schen Wohnstube, wo sie eintraten. Eine Schüssel dampfender Suppe stand auf dem weißgelegten, langen Tisch, und um denselben saßen die Knechte und Mägde vor ihren zinnernen Tellern, des Hausherrn wartend. Ein junges Mädchen stand an einem der Fenster und wandte den blonden Kopf, als die Türe ging. Erstaunen lag in ihrem schönen Gesicht, als sie den Fremden gewahrte.

„Guten Tag beieinander“, sagte der im Eintreten, und sein Blick traf des Bauern Tochter.

„Guten Tag, Friedli“, klang ihr Gegengruß ruhig und klar durch die Stube, das Murmeln des Gefindes übertönend.

„Ihr wißt noch, wer ich bin?“ meinte der fahrende Musikant überrascht, während er näher trat, ohne ihr die Hand zu reichen.

„Warum sollt' ich nicht? Ihr habt ja lang genug in unserm Dorf gelebt!“ war ihre Antwort.

„Sit' ab, Friedli!“ sagte der Bauer.

Der Friedli hatte seinen Sack in die Ecke geworfen und machte Miene, unter den Knechten Platz zu nehmen.

Da setzte die Fosi, des Bauern Tochter, einen neuen Teller auf den Tisch neben den Platz des Vaters, ihrem eigenen gegenüber. — Der große und doch kaum offen zu nennende Blick Friedlis war ihr gefolgt.

Sie war ein junges Ding, kaum 18 Jahre mochte sie zählen, aber ihre Haltung zeigte die Frühreife mütterloser Kinder. Sie trug ein einfaches, dunkles Kleid, das auf ihren schlanken, fast zarten Körper paßte. Ihr Haar war blond und wellig; lose, kleine Locken fielen in Nacken und Stirn. Das Gesicht war weiß und fein, vornehm fast, und darin standen die Augen, hell, blau und lieb. Diese Augen regierten die Jungmannschaft des Dorfes.

„Hier setz' Dich her“, klang die Einladung des Bauern.

Alle drei ließen sich am oberen Ende des Tisches nieder; und während der Gast wortlos über seiner Suppe saß, studierte die Josti sein farbloses Gesicht, und auch des Bauern Blick streifte den alten Bekannten forschend. — Der mußte weit gewandert sein und keines ruhigen Lebens genossen haben; denn es lag etwas Müdes in allem, was er tat, und die Winkel seines Mundes zogen sich leicht nach unten in Schlawheit und Verbissenheit.

Als die Teller leer geworden waren, sagte der Bauer, sich zurücklehnd: „Könntest jetzt anfangen zu erzählen, Friedli!“

Hart legte der seinen Böffel auf den Tisch und nahm sich ein Stück gefotenes Fleisch aus der vollen Schüssel, welche eine der Mägde aufstellte. Dann aß er langsam und häufig innehaltend. In diesen Pausen erzählte er in abgebrochenen Sätzen seine Geschichte.

Vor vierzehn Jahren war er, ein zwölfjähriger Bursch, mit seinem Vater aus dem Welschland herüber gekommen in's Dorf. Sie hatten die Berge überstiegen, welche das Land begrenzen, und dem Vater, einem alten, durch regellose Lebensweise herabgekommenen Geiger, hatte der Weg so zugesetzt, daß er sich kaum noch nach Matten hatte schleppen können, um da zu sterben. Des zurückgelassenen Knaben, welcher weder Mutter noch sonstige Verwandte kannte, der nur wußte, daß er Friedli Martens hieß und mit seinem Vater in der halben Welt herumgezogen war, hatte sich der alte Pfarrer des Dorfes angenommen. Der hatte den stillen, unzugänglichen Burschen zu behandeln verstanden, ihm die nötige Schulbildung beigebracht und sich mit dem Plane getragen, einen tüchtigen Bauern aus ihm zu machen. Der Tod aber war gekommen und hatte dem alten Hochwürdigen einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht.

Der Friedli war, als sein Lehrer und Gönner die gutmütigen Augen schloß, sechzehn Jahre alt, aber noch kein Bauer, nur auf des Vaters Geige hatte er zu spielen gelernt. Kaum hatten sie den würdigen Seelsorger auf dem einsamen Friedhof zur Ruhe gelegt, da war der Friedli aus dem Dorf verschwunden, und niemand wußte, wohin er gegangen war.

Soweit kannte ungefähr ein jeder im Dorf seine Geschichte. Er hatte damals von niemand Abschred genommen, außer der kleinen Josti, des Herrengutbauern Kind, mit dem ihn eine Art Freundschaft verband von der Schule her, wo er unter den Kleinsten saß. Der Josti hatte er in's Ohr gesagt: „Du, morgen geh' ich in die Welt! — Aber sag's keinem!“

Das kleine, achtjährige Ding hatte ihn kaum verstanden; doch weiter gesagt hatte sie nichts.

„Damals vor zehn Jahren“, so erzählte der Friedli jetzt, „an dem Tag, an welchem er das Dorf verlassen hatte, war er talwärts gezogen, so weit ihn seine Füße getragen hatten,

sein Bündel über der Achsel, seine Geige im Arm und seine Papiere auf sich, die ihm der Pfarrer just vor einem Jahr hatte in Ordnung bringen lassen. In dem Dorf, das er zur Nachtzeit erreichte, hatte er sich seine Herberge durch sein Geigenspiel abverdient. Und von da an war er ein wandernder Musikant geworden, wie der Vater einer gewesen war. Meistens hatte er in den Wirtshäusern da oder dort zum Tanze aufgespielt, eine Zeit lang aber auch einer kleinen Kapelle in einem Landstädtchen angehört, und einmal hatte sich sogar ein reicher Herr seiner annehmen und ihn weiter ausbilden lassen wollen. Aber dem war er bei Nacht und Nebel fort. — Ein schönes Stück Geld hätte er damals verdient“, meinte er, „aber das hätte keinen Halt bei ihm; in lustiger Gesellschaft sei gleich alles wieder draufgegangen!“

Um den Mund der Josti zuckte etwas wie leise Verachtung, als der Friedli gleichgültig, höhnisch fast von seinem leichten Leben erzählte.

Der sah den Zug. Wie eine schwache Röte stieg es in seinen Wangen auf. Dann sagte er rauh: „Wenn man kein Heim hat, so verliert man alle Ruh', und mit der Unruh' in sich hat man Not, sich der Grillen zu erwehren!“

„Warum bist denn jetzt wieder hiehergekommen?“ fragte der Bauer.

„Eben das ist's“, meinte der andere, und in seinem Blicke glühte etwas auf, das sein Gesicht auf einmal edelte. Der müde Zug belebte sich, und es war für einen Augenblick, als sei der Bursche ein anderer geworden.

„Das Heimweh, wie sie's heißen, hat mich hergetrieben! Hier im Dorf bin ich doch noch so ein wenig zu Haus gewesen, und da hab' ich mir mein Geld zusammengespart in den letzten Monaten, daß ich hier herauf könnt'! 's wird mich wohl einer in's Haus nehmen; und — wer weiß — vielleicht, wenn ich etwas zu schaffen find', bleib' ich auch hier!“

„Hier bleiben?“ brummte Dehler und kratzte sich am Kinn, das er in die hohle Hand gestützt hielt, während sein Blick über das Gefinde hin in's Leere ging. „So — hier bleiben! — Ja — was kannst denn schaffen?“

Den Friedli wurmte die Mißachtung in des andern Rede. „Das wird sich finden“, sagte er kurz. Dann aß er still zu Ende. Erst als die Knechte und Mägde fort waren aus der Stube, fragte er wieder den Bauern: „Gib's vielleicht etwas zu verdienen für meine Geige hier im Dorf in der nächsten Zeit?“

„Bei der Sternwirtin ist Tanz nächste Woche, als am schmutzigen Donnerstag; die braucht vielleicht noch Musik. Kannst ja nachfragen! Unterkunft bekommst dort auch am ehesten!“ war die Antwort.

Sie standen vom Tisch auf und der Friedli trat an's Fenster. „Das wär' ja nicht weit zu gehen“, sagte er, hinausschauend.

Zur Rechten, über der Straße, wenige Schritte von Dehlers Haus entfernt, stand am Rand der gewaltigen Schlucht, in deren Tiefen der Dorfbach rauschte, das Gasthaus zum Stern, ein hohes, mit gelbangerstrichenen Schindeln verkleidetes Holzgebäude. — „Da will ich einmal hinüber!“ fuhr der Friedli fort und sah sich nach Sack und Geige um.

„Wart' ein wenig, ich geh' mit Dir“, hielt ihn da Dehler zurück und verließ das Zimmer, im Haus noch eine Be-

sorgung zu tun. — Der Friedli legte die Hände auf den Rücken und betrachtete indessen die halb vergilbten, wertlosen Oelfarbenruckbilder an den Wänden. Die Josti räumte die Tischgeräte in einen Schrank an der Wand. Und keines der beiden redete. Es war ihnen auf einmal ganz sonderbar zu Mut, als ob sie einander scheuten. Endlich litt's den Friedli nicht länger.

„Du, wir waren früher ganz gute Freunde“, sagte er. Sie sah auf. „Ja freilich“, antwortete sie langsam. „Ich glaube, ich war sogar die einzige, der Du gesagt hast, daß Du fortläufst — damals!“

„Und das weißt Du noch?“

„Ja; und geschwiegen hab' ich auch davon!“

„So? — Das tun die Weiber nicht immer!“

„Ich wohl, wenn's Ernst gilt!“ — Ihre Blicke trafen sich, hielten einander aus, und wieder kam's wie Scheu über die beiden. — „Ich mücht' Dich wohl einmal spielen hören“, sagte sie, nur um etwas zu sagen.

„Das kannst haben, wenn's noch Zeit ist, bis Dein Vater wieder kommt.“ Auf einmal fiel ihm ein, daß sie sich schon wieder duzten. „Weißt Du, daß wir Du zu einander sagen“, sagte er, während er die Geige auspackte.

Sie erröthete; aber ihr Ton war sehr gleichgültig, als sie erwiderte: „Nun, man ist's halt hier so gewohnt.“

Dann setzte er sich in einen Stuhl und stimmte sein Holz. Derweil klinkerte und klirrte die Josti rücksichtslos mit Tellern, Gabeln und Böffeln. Aber plötzlich hielt sie inne und blickte über die Achsel nach dem Burschen. Er spielte. Es war eine schwermüthige Melodie. Fern in Ungarn hatte er sie einem alten Geiger abgelauscht. Aber so hatte der sie nicht gespielt; es lag eine fast zwingende Macht in den Tönen, welche der Friedli seiner Geige entlockte, und er selbst war ein anderer, während er den Bogen führte. Er schien alles um sich her vergessen zu haben. Jener entstellende Ausdruck von Herbheit wich aus seinem Gesicht, und die großen Augen trugen unbewußt einen fast frohen Schein.

Die Josti hatte sich gesetzt. Den Arm auf den Tisch gelegt, den schönen Kopf leicht nach vorn geneigt, lauschte sie selbstvergessen der seltsam zu Herzen gehenden Melodie.

„Das war schön“, sagte sie, schwer aufatmend, als der Spieler endete. „Ich hätt' nicht geglaubt, daß einer, der zum Tanz aufspielt, so spielen kann“, fuhr sie fort, als er schwieg.

„'s ist recht, wenn's Dir gefallen hat! — Weißt auch, was 's Best' ist am Spielen?“

Er hatte das Instrument wieder in sein grünes Tuch gewickelt. Nun stand er aufrecht an seinem Stuhl und hielt die Lehne umfaßt.

„Nun was denn?“ fragte das Mädchen.

„So lange man spielt, ist es einem, als könnt' man nichts Schlechtes mehr tun!“

Sie schaute ihn sinnend an. „Du bist ein G'spässiger“, sagte sie dann langsam. Es hörte sich an wie ein leiser Ausdruck der Bewunderung.

In seinen Augen flammte es auf. Er wollte etwas sagen. Da dröhnte Dehlers schwerer Tritt auf der Holzterrasse, und einen Augenblick später trat er ein, bereit zum Besuch im Sternwirthshaus. — — Als die beiden Männer mit ein-

ander das Haus verlassen hatten, stand die Josti am Fenster und schaute ihnen nach, bis sie in der Thür des gegenüberliegenden Gebäudes verschwunden waren. Sie lehnte die Stirne an die Scheiben und sann nach. — „Wie der häßlich ist“, dachte sie vor sich hin. „Und doch — er ist ein G'spässiger“, flüsterte sie dann, ein halbverlorenes Leuchten in den Augen.

2.

In dem langen, aber etwas niederen Saale des Gasthauses zum Stern herrschte ein buntes Leben. Da wogten tanzend Maskierte und Unmaskierte durcheinander. Es war heute Faschingstag.

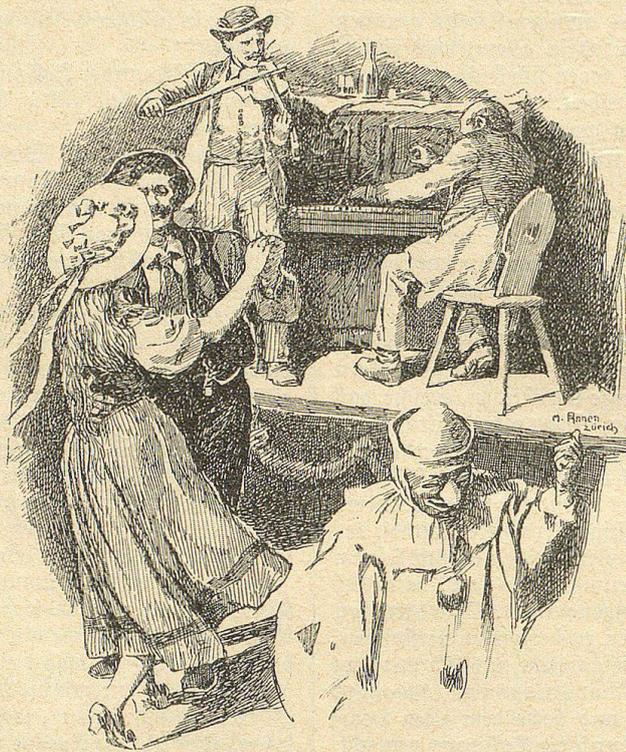
Zu beiden Enden des Saales standen Tische und Bänke, daran dicht gedrängt alte und junge Bewohner des Dorfes sich gütlich taten. In einer Ecke auf einem kleinen Podium befand sich ein alter Klimperkasten von einem Klavier; an diesem saß der Schul-

lehrer des Dorfes, ein grauhaariger Alter, der mit eifriger Beflissenheit seine Tänze abhakte und mit dem Kopf den Takt dazu wackelte. Neben ihm stand ein bleicher, hochgewachsener Mensch und schaute mit neugierigen Blicken hinein in das bunte Gewühl der Tanzenden, während er mechanisch seine Geige strich, das Spiel des Schulmeisters begleitend.

Die Sternwirthin, froh, der Mühe überhoben zu sein, eine Tanzmusik auswärts suchen zu müssen, hatte den Friedli verpflichtet, heute mit dem Schulmeister zu spielen.

Das Faschingsvergnügen stand in seinem Anfange. Noch immer kamen neue Gäste, unter welchen sich eine oder die andere hübsche Maske befand, während die Großzahl der Maskierten freilich in den verschossensten Farben prangte.

Soeben traten tuschelnd und lichernd zwei weibliche Masken in den Saal, welche sich durch ihre wirklich schönen



Neben ihm stand ein bleicher, hochgewachsener Mensch, der mechanisch seine Geige strich.

Kostüme zum Vorteil von den übrigen unterschieden. Die eine, schlankere und größere, trug ein kurz geschürztes Kleid von roter Seide, auf welchem die Embleme des Sommers, reise Lehren, Sicheln und anderes mehr angebracht waren. Ein breitrandiger Strohhut bedeckte den wohlgeformten Kopf, und blondes Haar ringelte sich lose unter dem Hute hervor; das Gesicht jedoch verbarg eine häßliche Wachslarve. Die zweite, kleinere und drallere der maskierten Mädchen trug den Anzug einer neapolitanischen Fischerin, und das grelle Rot der seidenen Kopfbedeckung kontrastierte wohl zu dem tiefschwarzen, in zwei Zöpfen über die Achseln herabhängenden Haar.

Leicht und ungezwungen drängten sich die Beiden durch die Reihen der vom Tanze ruhenden Paare, dem und jenem mit verstellter Stimme ein scherzendes Wort hinwerfend. Als sie in der Nähe der Musikanten angekommen waren, hemmte die größere einen Augenblick ihren Schritt, als ob sie sich besänne, und wandte sich dann rasch, als führe sie der, welcher dort sie anstarrte mit fast brennenden Augen, wie um sich zu vergewissern, wer sie sei. Doch ihr Zögern hatte genügt, sie dem Friedli zu verraten. Der stieß einen gellen Fuchzer aus und ließ dann plötzlich seinen Bogen in einem so raschen Tempo über die Geige gleiten, daß der alte Klavierspieler ihm nicht zu folgen vermochte und nur aus den Reihen der tanzenden Jungmannschaft ihm laute Bravos zuschallten. Jäh brach er dann ab. An ihm vorüber war im Tanze die Blende von vorhin geflogen im Arm eines großen, breitschultrigen Burschen, der sich gerade, als der Friedli die beiden erblickte, fast vertraut zu ihr niederbeugte. Und jetzt standen die Tanzenden still und schauten nach ihm hinüber. Der Bursche, der das Mädchen hielt, schien unwillig, daß die Musikanten so plötzlich im Spiel aussetzten. Sein volles, leichtlebigen Gesicht, das ein blonder Schnurrbart zierte, war stark erhitzt, und er strich sich mit der einen Hand wiederholt über das unbedeckte, lockige Blondhaar, während die andere fest um des Mädchens Hüfte lag. Er trug dunkle, sonntägliche Kleidung, und sein ganzes Wesen verriet den wohlhabenden Bauern.

Drüben legte der Friedli die Geige weg, wechselte ein paar Worte mit dem Schulmeister und schritt dann auf die beiden zu, welche noch immer plaudernd bei einander standen. „Ich bin g'wundrig, wer unter der Maske steckt“, sagte er im Nahetreten. „Ist's erlaubt, mit Euch einen Tanz zu machen, Jungfer?“

Der junge Bauer zog sein Mädchen rückwärts. „Du siehst doch, daß sie mit mir tanzen wird“, sagte er mürrisch.

Der Friedli schaute auf und reckte sich; seine Nasenflügel zitterten leise, und es war, wie wenn es streitsfroh in seinem Auge blitzte. „Nun, Wellerfari, ich denke, heut' abend ist jede Maske frei. Du hast mit der getanzt, jetzt gib sie los!“

„Wenn D'nur meinst!“ lachte jener höhnisch auf. Der Wellerfari war der einzige Sohn des reichen und ehrgeizigen Gemeindefchreibers von Matten und bildete sich nicht wenig auf seines Vaters Geldsack ein. „Das Maitli wird auch kaum hungrig sein nach einem Tanz mit Dir“, spottete er weiter. „Spiel' Du doch auf und laß' uns in Ruh!“

Statt aller Antwort neigte sich der Friedli zu dem Mädchen. „Mach' mir die Freud', Josi, und tanz' mit mir“, flüsterte er.

Der Wellerfari hatte die Worte gehört. Das Blut stieg ihm in den Kopf; er war auch keiner von denen, welche

Händel auswichen. „Gehst weg“, knirschte er, und mit der einen Hand die Josi noch immer festhaltend, stieß er den Geiger mit der andern unsanft zurück.

Der Schulmeister hatte längst zu spielen angefangen. Die drei standen etwas abseits von den Tanzenden auf einer Seite des Saales, wo keine Tische sich befanden. Niemand hatte groß acht auf sie. Die Josi machte sich los aus dem Arm des Bauern, und ahnend, daß es ernst werden wolle zwischen den beiden Burschen, riß sie sich die Maske vom Gesicht. Abwehrend wandte sie sich gegen den Friedli. Der war weiß im Gesicht wie ein Leichentuch; aber noch rührte er sich nicht. Nur langsam, langsam ballten sich seine Fäuste, und man sah, wie der Jähzorn gährend in ihm wuchs.

Die Josi zitterte. „Ich geb' Dir schon Deinen Tanz! Sei ruhig! — Und Du, Kari, schäm' Dich! Er hat so viel Recht wie Du!“

Der Friedli wollte ihr die Hand reichen.

Da rief der Kari laut: „Tanz' doch nicht mit dem fremden Hudel!“

Das tat's. Mit einem Sprung war der Friedli an ihm, und mit einem gewaltigen Stoß schleuderte er den blonden Riesen an die Wand, daß er zusammensank.

Eine heillose Verwirrung trat ein. Ein paar Männer sprangen zu und hielten den Kari fest, der sich wieder erhob und sich auf den Geiger stürzen wollte. Um den Friedli kümmerte sich die Josi. Er sah furchtbar aus. Alles an ihm schien in Aufregung. Das ruheloze Blut, das ihn in der Welt umhergetrieben, war auch jetzt noch nicht leicht zu beruhigen. Er stand da, den Kari erwartend, fest, die scharfen Brauen wild zusammengezogen, den Mund in Zorn verzerrt, und in der Rechten blitzte ihm sein Messer.

Mit gefalteten Händen redete die Josi auf ihn ein: „Sei ruhig, Friedli! Laß' ihn gehen! Du hast hier keinen, der Dir hilft! Laß' den Streit!“

„Ich will's ausmachen mit ihm!“ grollte er.

„Messer weg!“ erscholl in diesem Augenblicke ein Ruf, und einige Männer machten Miene, ihm die Waffe zu entreißen, die der wohl nimmer gutwillig hergegeben hätte.

„Tu's weg!“ flehte da die Josi in einem Ton, der ihm seltsam an's Herz ging. „Tu's weg — mir zu lieb!“

„Di — Dir zu lieb?“ stammelte er. „Ich hab' noch keinem etwas zu lieb tun müssen, aber —“ Still schob er das Messer in die Tasche und wandte sich, ohne des Mädchens, noch all der Umstehenden zu achten, wieder nach dem Podium.

Den Wellerfari hatten sie hinaus gebracht. Einige nahmen seine Partei, aber zu denen wandte sich die Josi.

„Der Kari hat ihn gereizt, den Musikanten“, erklärte sie.

Und „Musik! Musik! Tanzen!“ schrie einer der Burschen aus der Menge. Da setzten die beiden, der Klavierspieler und der Geiger, ein, als ob nichts geschehen wäre.

So war der Streit beigelegt. Und weiter tobte die Lustbarkeit. Ausgelassen jauchzten manchmal die Dorfburschen, lauter klang das verstellte Sprechen der Maskierten, und wilder drehten sich die Paare im Reigen. Es war ein buntes, frohes Durcheinander, und die beiden Musikanten taten redlich ihre Pflicht, die Leute in Atem zu halten.

Eine Stunde war so vergangen. Drüben an der einen Wand stand die Josi mit wogender Brust, froh, für einen Augenblick Ruhe zu haben vor den allzu eifrigen Tänzern. Ihr Blick irrte hinüber in die anstoßende Wirtsstube, und

plötzlich schreckte sie leicht zusammen. An einem der Tische dort saß der Wellerkari mit bitterbösem Gesicht und redete auf ein paar Kameraden ein, welche ihm aufmerksam zuhorchten und zuweilen flüsternd ihre Zustimmung zu erkennen gaben. Das Mädchen wußte, wem die Unterredung galt und was sie bezweckte. Der „fremde Hudel“ sollte seinen Denkfzettel bekommen. — Aber der Friedli war stark und — sie dachte schauernd an den Ausbruch seines Zähornes — wenn er wild wurde, gab's ein Unglück. Es mußte verhindert werden, daß er sich hinauslocken ließ! Einer der Burschen drüben erhob sich. Sollte der schon den Friedli hinausrufen, daß sie ihn draußen anfallen konnten? Rasch entschlossen trat sie zum Podiumauf die Seite, wo der Geiger stand. Der hatte eine Flasche in der Hand und füllte sich sein Glas mit dem schweren welschen Wein. Dann trank er es in einem Zuge leer. Es war nicht das erste heute abend, und es schien, als wollte der Bursche seinen Zorn und vielleicht auch etwas anderes im Weine erstickten. Der schlaffe, häßliche Zug in seinem Gesicht trat stärker hervor. Die Josti sah es, und einen Augenblick zögerte sie wie in leisem Efel. Dann sagte sie hastig und verstoßen, ganz an ihn herantretend: „Komm' nach dem obern Gang — jetzt gleich — aber, daß es niemand merkt! — Ich muß mit Dir reden!“

Er sah in starrem Erstauen über sie hin. Aber schon wandte sie sich und verlor sich drüben zwischen den Tischen. In seinen Augen flackerte etwas; war es Begehrlichkeit, war es nur ein fiebriges, weingebornes Glänzen? Er fuhr sich mit der Hand in's wirre Haar und befann sich, ob er recht gehört habe. Dann legte er seine Geige weg, und während der Schulmeister auf seinem Klavier weiter hatte, schritt er unbemerkt aus dem Saal. Er fand sie dort, wohin sie ihn bestellt hatte, in dem Flur, dem entlang die paar jetzt unbewohnten Gastzimmer des Sternwirts Hauses sich befanden. Hier war alles still und kaum zu befürchten, daß jemand sich herauf verirre.

Die Josti stand am äußersten Ende des Ganges am geschlossenen Fenster. — Der Friedli wagte nicht, ihr nahe zu treten. Der Kopf war ihm dumpf und er schämte sich; er wußte selber nicht warum.

Sie redete ohne Umschweife, hastig, kurz. „Ich hab' Dir sagen wollen, daß der Wellerkari und ein paar andere Dir aufpassen. Laß' Dich nicht hinauslocken vor's Haus, sonst — —“

„Ich fürchte mich vor denen nicht!“ murzte er. Er war ganz nüchtern geworden.

„Aber ich will nicht, daß die Leute sagen: Der Geigenfriedli ist ein Leichter! Der hat schon Schlägerei gehabt, kaum daß er im Dorf ist!“

„Was geht's Dich an, was die von mir reden?“

Das klang rauh, aber es tönte doch durch die Frage ein Bangen vor dem, was sie antworten werde.

„Es ging' mich nichts an, aber ich kenn' Dich von früher und — Du bist auch noch kein Schlechter und kein Leichter!“

„So — nicht?“

„Noch nicht! Aber Du könntest einer werden, wenn Du Dich nicht zusammennimmst!“

Er stand noch immer am gleichen Fleck. Seine Augen hingen an ihr mit dürftendem Blick, aber er näherte sich nicht.

Nur langsam wich bei ihren Worten der müde Zug aus seinem Gesicht, und düsterer Ernst breitete sich darüber. „Du könntest einen Flecken machen, Maitli“, sagte er seltsam.

Sie riß auf einmal das Fenster auf, als würde ihr eng. Frostige Nachtluft strömte herein mit dem weißen Licht, das vom wunderbar klaren Himmel niederwogte. Grad über dem Fenster stand der Mond, wie ein Feuermärchen in der blauen Nacht. Ein solcher Glanz war ausgegossen über die einsame Hochgebirgswelt, daß den beiden am Fenster zu Mut ward wie zum Beten. „s ist schön bei uns“, sagte leise die Josti.

„Ja, schön!“ redete sinnend der Friedli ihr nach.

Da sah sie ihm voll in's Gesicht, das schreckhaft bleich war in der Mondbeleuchtung.

„So mach', daß D' hier bleiben kannst, und tu gut und denk an das, was ich Dir

gesagt hab“, sagte sie. — Im nächsten Augenblick war sie an ihm vorbei und an der Treppe, die zum Saale führte.

Als sie fort war, griff er sich an den Kopf, der ihn schmerzte. Vom äußern Fenstergesims nahm er eine Faust voll hart gefrorenen Schnees und rieb sich die Schläfen. Das erfrischte ihn. Dann biß er die Zähne zusammen und seine Brust wölbte sich; in ihm arbeitete und stritt es, und dann rang sich etwas los, das ihm die Wangen leise rötete und ihm den Kopf hob. „Du gut“, klang's ihm in den Ohren. Und gut tun wollte der Friedli von heute an, so wie sie es meinte!

Als auch er über die Treppe hinunter schritt, war sein Gang schwer und fest wie der eines Mannes, welcher weiß, was er will. Unten an der Haustür sah er zwei bei einander stehen, einen großen, breitschultrigen Burschen und ein dralles, junges Ding von einem Mädchen. Sie schienen recht vertraut mit einander; denn eben küßte der Bursch durstig den zu ihm erhobenen Mund des Mädchens. Sie



Sie hatte seinen Schritt nicht gehört auf dem moosigen Pfad.

sahen ihn nicht; aber er erkannte sie: es war der Wellerkari und die Luise, der Sternwirtin Tochter. Der hatte also den Streit ob der Diebschaft vergessen. Um so besser!

Der Friedli wandte sich dem Saale zu, seiner Pflicht als Musikant besser Genüge zu tun als bisher.

3.

Auf den grünen Hängen von Matten brannte der Frühsummer. In buntem Durcheinander waren die Wiesenblumen in die Höhe geschossen unter den sengenden Strahlen und das Gras stand nicht nach. Zwischen den Steintrümmern, aus den Felspalten und am Waldrand blühten die Alpenrosen üppig und glutrot, daß es an manchen Orten wie ein Teppich schien, über das harte Steingrau gebreitet.

Am einem der Sonnentage schritt der Friedli zu Wald, im „Eigen“ der Sternwirtin eine abgestandene Lanne zu schlagen. Aus dem wandernden Musikanten war ein Bauernknecht geworden, und was für einer! Die Bauern neideten der Witwe den Knecht, der ein so G'schaffiger, Nüchtern und Sparsamer war, und sie hatte es nimmer zu bereuen, daß sie es damals, vor einem halben Jahre, auf seine Anfrage hin mit ihm versucht und ihn in Dienst genommen hatte.

Die schwere Art auf der Schulter, ein Seil um die Hüfte geschlungen und nur mit Hose und Weste von grober Schafwolle und baumwollenem Hemd bekleidet, schritt der Friedli auf dem schmalen Fußweg, welcher in den Bannwald führte, den von Felsstrümmern übersäten Hang bergan. Gesicht und Hände waren ihm braun geworden bei der Knechtarbeit, und er sah freischer aus und froher denn früher.

Als er die ersten Tannen erreicht hatte, unter denen der Weg verschwand, blieb er stehen und schaute rückwärts. Das Tal war förmlich gebadet in Licht, und um die Gletscher in der Runde flammte das Sonnengold, daß sie wie Fackeln ob dem Tale standen. Durch sein felsiges Bett wellte der Mattenbach dahin, in der Schlucht am Dorf dem Auge entwindend. Dorthin schweifte Friedlis Blick und suchte das große Steingebäude, des Herrngutbauern Haus. An dem Haus oder vielmehr an einer, die drinnen wohnte, hing dem Burschen sein Leben. „Segne Dir der Herrgott den Tag“, murmelte er im Hinüberschauen mit ungewohnter Frömmigkeit vor sich hin. — Dann schritt er weiter.

Der Weg wurde enger. Die lichtgrünen Wipfel der Bärchen und die dunkleren der Tannen überschatteten ihn ganz, und zwischen den Bäumen lagen die Felsstrümmern in gewaltigen Brocken umher. Manchmal ging ein Wehen durch die grünen Kronen, daß die Goldstrahlen zitterten, welche sich durch das Nadelwerk stahlen, und den verborgenen Weg hellten. Der Friedli erreichte eine Stelle, wo unter einem weit vorspringenden Felsen eine Steinbank sich befand, und plötzlich blieb er stehen. Dort saß ein Mädchen und schaute in Sinnen verloren nach dem Stück blauen Himmels, das über dem sich hier öffnenden Walde sichtbar blieb. Es war Dehlers Josti. Sie hatte seinen Tritt nicht gehört auf dem moosigen Pfad, und noch verbarg ihn ein Stein. Mit einem „Gott grüß' Dich“, trat er hervor.

Sie war leicht empor geschreckt. Nun erwiderte sie seinen Gruß, und langsam stieg ihr das Blut in Nacken und Wangen, während sie sich an den Felsen lehnte, ihn vorbei zu lassen. Sie sahen einander im Dorfe oft, redeten auch miteinander, aber die alte Scheu waren sie noch nicht los geworden

Dicht vor ihr blieb er stehen. „Wo bist denn gewesen?“ fragte er, fast stotternd.

„Dem Vater hab' ich zu Mittag getragen. Sie schafften an dem Gaden (Scheune) in der Frutten, den die Lawine eingedrückt hat im Bangst (Lenz)!“

„So!“ Nun schwiegen beide und schauten einander nicht an.

Endlich redete die Josti wieder. „Bist noch immer gern im Stern?“ fragte sie.

„Ja, die Frau ist recht mit mir!“

„Du bist auch ein Flechter geworden, ein tüchtiger Bauer in der kurzen Zeit!“

„Bist zufrieden mit mir?“ Seine Stimme zitterte leise. Es wallte etwas auf in ihm, das ihm die Kehle zuschnüren wollte. Und jetzt faßte er ungelent, scheu nach ihrer Hand, die an ihrer Seite niederhing. An ihm war nichts mehr von der an Ueberdruß grenzenden Gleichgültigkeit von früher; wie in Andacht stand er vor ihr.

Sie hatte ihm keine Antwort gegeben, aber die Hand entzog sie ihm nicht.

„Josti!“ Es war ein unbeschreiblicher Laut. Er zeigte, wie übermächtig es arbeitete in des Burschen Brust. Das Mädchen wagte nicht, aufzusehen. Sie lehnte sich näher an den Stein und spielte mit dem Fuße im Moose. „Josti, ich spare“, klang es weiter, abgebrochen, bittend. „Und ich möcht' wissen, ob ich weiter — sparen darf — für Dich!“

Es war eine ungeschickte Werbung, aber sie verstand ihn. Sie ließ es geschehen, daß er, dreister geworden, sie näher zog. Ihr Kopf legte sich an seine Brust. Halb erstickt brachte er die Worte heraus: „Hast mich gern?“

Und da kam ihm die Antwort, heimlich, scheu, aber fest: „Ja!“ Unfern von den beiden schlug eine Bergamsel, daß es traulich in die grüne Stille klang; die zwei aber waren des Schalles nicht acht und acht nicht der Zeit. Sie redeten zu einander; es war viel törichtes Geflüster, aber wie ein Segen lag es ihnen auf der Stunde.

„'s ist gut, daß ich Dich jetzt hab'“, sagte Minuten später die Josti, indem sie plötzlich ernster wurde.

„Was hast? Bist nicht zufrieden daheim?“ fragte er hastig, die Sorge aus ihren Mienen lesend.

„Der Vater — der — weißt — es hat einer um mich angefragt!“

„Wer?“ brauste er auf.

„Still! Wenn Du so ausiehst, sag' ich Dir's nicht. — Ich hab' Dich lieb, also darfst Du schon ruhig bleiben!“

Er kämpfte mühsam den Sturm nieder und fragte gepreßt: „Wer ist's?“

„Der Wellerkari!“

Als hätte sie ihn in's Gesicht geschlagen, schreckte er zusammen. „Der! — der hat — —“

Auf einmal wurde er ruhig. Er schien sich an etwas zu erinnern, über das ihm Gewißheit fehlte. Sich selbst unterbrechend fuhr er fort: „Und Dein Vater — er hilft dem Kari — natürlich!“

Sie nickte. Dann sagte sie: „Er hat viel Geld. Der Gemeinbeschreiber ist der Erste im Dorf, und wenn sie ihn im Herbst bei der Wahl zum Präsidenten machen, dann regiert — —“

Fast wild unterbrach er sie: „Morgen red' ich mit Deinem Vater!“

Voll schaute sie ihm in's Gesicht. „Wart' noch, Friedli — bis — bis er den Plan mit dem andern aufgegeben hat! Ich will schon vorarbeiten für uns zwei; aber weißt, so lang der Kari — —“

Seine Rippen kränkelten sich verächtlich. „Neben dem komm' ich vor dem Vater nicht auf, meinst! — Kannst recht haben!“

„Hab' nur Geduld, 's wird schon alles recht“, sagte sie und legte ihm die Hand auf den Arm, mit dem er sich auf den Felsen stützte.

Da packte er sie mit seinen beiden großen Händen und hielt sie vor sich: „Weißt“, sagte er langsam, schwer, „Dir zu lieb bin ich hier geblieben und hab' mir Müh' gegeben, ein Richter zu werden, und — ohne Dich könnt' ich halt nimmer sein!“

Sie fürchtete sich nicht vor ihm. Er fühlte ihre Arme um seinen Hals, und ihr Mund ruhte einen Augenblick auf dem seinen. Dann riß sie sich los und flog über den Steinpfad abwärts, ehe er sie zurückerufen konnte.

Trotzdem er sich so verspätet hatte, schritt er langsam bergan, in Sinnen verloren. Und immer mußte er sich Gewalt antun, daß er nicht aufschrie, dem Glück nicht Luft gab, das ihm den Kopf wirr und dumpf machte und das Herz so närrisch froh.

Der alte Döhler trug eine sonderbar wichtige Miene zur Schau, als er am gleichen Abend, von der Arbeit kommend, sein Haus betrat, nachdem er sich auf dem Heimwege in einem der Wirtschaftshäuser noch einen Trunk gegönnt hatte. Mit gewohntem, wuchtigem Schritt stieg er über die knarrende Treppe hinauf und trat in die Stube, wo die Josti im Halbdunkel des sinkenden Tages strickend am Fenster saß. Mit einem Gutenabendgruß, den das Mädchen leise erwiderte, hing er seinen Rock an die Wand und setzte sich dann so schwer auf das altersschwache, mit geblühtem, hellem Stoff überzogene Sofa, daß das banfällige Ding in allen Fugen krachte. „Gibt's bald zu Nacht?“ fragte er die Josti.

„Bald“, sagte sie. „Seid Ihr müd', Vater?“

„Nun, wir haben tüchtig geschafft.“ Er dehnte sich und gähnte. Dann fuhr er fort: „Ich weiß auch etwas Neues!“ Die Josti blickte auf.

„Die Sternwirtin hat ihre Luise fort tun müssen!“

„Warum denn? Ich hab' sie doch am Sonntag noch gesehen, und sie hat mir nichts gesagt.“

„Ja, ja, mit der hättest auch besser nichts zu tun gehabt.“ „Was ist denn mit ihr?“ Jostis Stimme bebte. Der Vater war sonst so wortkarg, und heute schien er sonderbar aufgelegt, ihr etwas mitzuteilen.

Jetzt erzählte er. „Die Luise, die hat, scheint's, eine Liebenschaft gehabt — und — das Ding ist zu weit gegangen. Damit's die Leute nicht merken sollen, hat ihre Mutter sie fortgetan.“

Erregt war die Josti aufgestanden. „Ist das möglich?“ fragte sie.

„Weißt auch, wer ihr Liebhaber ist?“ brummte Döhler, ohne ihre Erregung zu achten. — „Nein“, sagte sie ahnungslos.

„Der Friedli!“

Vor ihren Augen wollte es dunkel werden, die Stube drehte sich mit ihr. Da faßte sie mit zitternder Hand die Lehne eines nahen Stuhles und hielt sich aufrecht.

„Wer hat das gesagt?“ brachte sie mühsam hervor.

„Das ganze Dorf redet schon davon“, antwortete der Bauer.

„In unserm Dorf ist ein schlechter Zug schnell herum“, sagte sie heftig.

Da stand ihr Vater auf. Etwas in ihrem Ton ärgerte ihn. „Was schert Dich denn der hergelaufene Geiger, daß D' seine Partei nimmst?“

Sie hatte sich wieder auf ihren Platz gesetzt, und ihre Hände krampften sich in ihrem Schoß zusammen. Es war zu dunkel, als daß Döhler ihre furchtbare Erregung bemerkt hätte; aber daß sie ihm keine Antwort gab, brachte ihn auf.

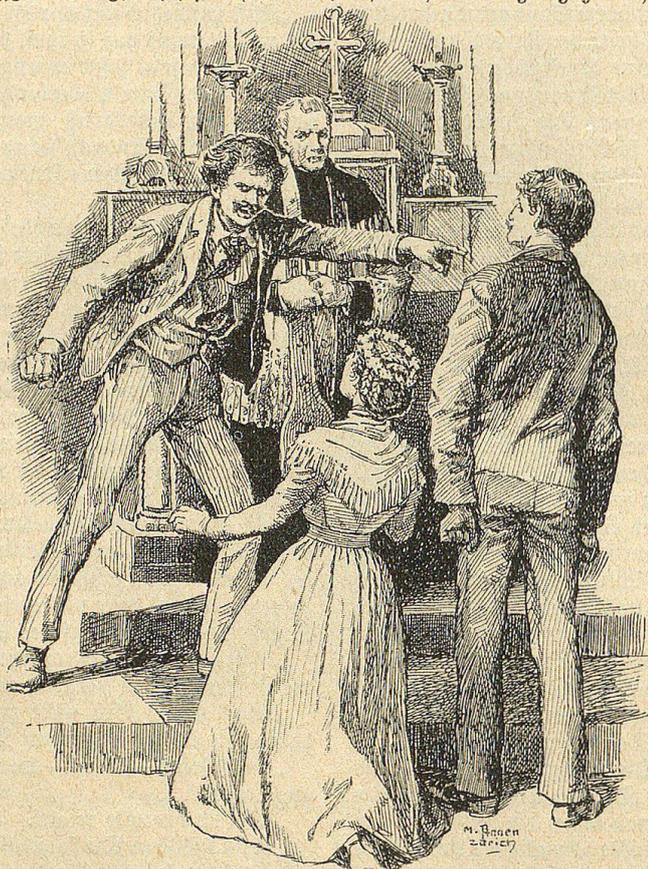
„Ich hab' heute auch den Kari wieder getroffen“, begann er rauh, in jenem Ton, in welchem er die Knechte in

Ordnung hielt. „Er will keine Antwort haben! — Wenn Du ihm „ja“ sagen willst, ist's recht, sonst tu' ich's für Dich morgen! Denn — Du nimmst ihn, ich will's haben!“

In ihrem Kopfe hatten sich die Gedanken gejagt, wirr und qualvoll. Jetzt wachte sie auf. Ihre Stimme war hart und spröde. „Wenn ich ihn will, Vater, dann sag' ich's, — aber zwingen dürft Ihr mich nicht!“

Der Bauer stampfte den Boden, daß die Wände zitterten. „Und ich will doch sehen, ob ich nicht noch Meister bin im Haus“, schrie er die Josti an. Die aber ging mit seltsam unsicheren Schritten aus der Stube und dann über die Treppe hinab und — in's Freie.

Es war dunkel draußen und lau. Der Föhn strich durch's Dorf, und die paar Sterne, die auf die Straße nieder-



„Halt, Pfarrer, ich hab' noch einen Segen für den Bräutigam.“

leuchteten, machten sie nicht hell und waren voll Unrast in ihrem Glanz. Kaum wissend, was sie wollte, schritt das Mädchen über die Straße und stand dann atemlos vor dem Sternwirthshaus. Sie stand und wartete eine Weile. Dann legte sie eine zitternde Hand auf die Klinke der Haustüre. In diesem Augenblick trat eine Magd aus derselben; es war die Kathrin, die im „Stern“ das Amt einer Kellnerin versah. Müde lehnte sich die Josti an die Mauer. Die große, starke Bauernmagd erschraf. „Was hast wollen?“ fragte sie.

„Das mit der Luise — ist's wahr?“ stammelte die Josti. Das löste der andern die Zunge; mit geheimnisvoller Miene neigte sie sich zu ihr. „Gelt, wer hätt' das gedacht? Nun, sie hat die Mannsbilder immer gern gesehen! — Aber er! Wer hätt's von ihm geglaubt? Er war immer so ein Heimlicher, so ein Stiller, und hat keine von uns angesehen! — Mich wundert's nur, daß die Frau ihn noch nicht fortgeschickt hat. — Am End' muß er die Luise heiraten!“

„Von wem red'st?“ unterbrach sie die Josti. Sie zitterte, bis die Antwort kam.

„Nun, unser Knecht, der Friedli, hat doch die Schuld! Ich hab's selber gehört, wie der Gemeinbeschreiber hier war bei der Frau vorgestern. Sie haben davon geredet zusammen, und die Frau hat geweint zum Herzbrechen!“

Der Josti ging ein Schauer durch den Leib. — Ohne die andere mehr anzusehen, ging sie taumelnd den Weg zurück, den sie gekommen war. — Die Kathrine ärgerte sich über die Unfreundlichkeit der Dehler-Josti und trat in's Haus zurück.

4.

Die Bauern von Matten hatten einen guten Sommer gehabt und sehr viel Heu eingeheimst. Es war auch Aussicht auf einen guten zweiten Schnitt gewesen; aber nun drohte der anhaltende Regen der letzten Augusttage die Hoffnungen zu nichte zu machen. Der tolle Regen verdarb den Bergbauern die Laune, er hinderte sie an dringender Arbeit.

Trotz der Mißstimmung im Dorf ging's aber heute festlich zu. In der Kirche sollte eine große Hochzeit sein. Der Wellerkari heiratete die Josti Dehler. Vor einem Vierteljahr hatten sich die beiden versprochen, — weil's der alte Dehler so gewollt hatte, murmelten die Vielwisser im Dorf.

Es war gegen neun Uhr morgens. In der Wirthsstube im Stern war's still, kein Gast war da. Die Gäste begannen der Sternwirthin überhaupt immer mehr zu fehlen. Seit vor anderthalb Jahren ihr Mann gestorben war, ging's rückwärts mit dem Geschäft. Seitdem das Leid mit ihrer Tochter über sie gekommen war, war ihr auch die Freude am Arbeiten vergangen. Und so war denn auch jetzt die Sternwirthin die einzige Inassin ihres Wirthslokals. Ihr gutmütiges Gesicht hatte seit Wochen etwas Vergrämes. Auch jetzt waren ihre Augen noch feucht. Trübe Gedanken, eine schwere Sorge hatte sie wie gewohnt zu keinem Entschluß kommen lassen, wie ihr selbst zu helfen sei. Da öffnete sich die Thür, und ihr Knecht, der Friedli, trat ein. Der kam ihr gerade recht, mit dem hatte sie schon lang ein Wort reden wollen, und es war ihr, als könnte sie's nicht länger aufschieben. — Aber wie sah der Friedli aus? Er mußte die Nacht nicht geschlafen haben, denn so sterbenselend konnte keiner aussehen, der seine Ruhe gehabt hatte. Seine Wangen waren hager, farblos noch als sonst, das Haar hing ihm feucht und wirr in's Gesicht, und einen Blick hatte er, wie einer, der nicht recht im Kopfe ist.

Die letzten Wochen hatten an dem Menschen gezehrt. Von dem Tag im Frühommer, da er sich die Josti erobert hatte, war es bergab gegangen. Gerade von dem Tag an hatte er langsam lernen müssen, daß es mit seiner Eroberung nichts sei. Daß ihn die Josti mied, merkte er bald; denn je eifriger er suchte, ihr nahe zu kommen, desto mehr wich sie ihm aus. Er wußte nicht, was zwischen sie beide gekommen war; er zermartete sich den Kopf und fand keine Antwort. Er hatte wohl manchmal ein fremdes, unbehagliches Gefühl, als redeten die Leute im Dorf von ihm. Manchmal, wenn er durch die Straßen ging, war's ihm, als zeigten sie mit Fingern auf ihn; aber er konnte sich nicht erklären, warum, und redete sich ein, alles das bestehe nur in seiner Einbildung. Endlich hielt er's nicht mehr aus; er wollte Gewißheit haben, daß die Josti nichts mehr wollte von ihm. Er nahm sich vor, andern Tags zum Herrngutbauern zu gehen und ihn um die Tochter zu bitten. Am dem Abend hörte er, daß sie sich mit dem Wellerkari versprochen habe. Am dem Abend gab ihm auch ein anderer Knecht zum erstenmal eine Andeutung, daß man ihn für den Liebhaber der Sternwirthin halte. Er wurde zornig; wenig fehlte, daß er mit dem Knecht handgemein geworden wäre. Aber, wie fest die Ueberzeugung seiner Schuld bei den Dörflern war, ahnte er nicht. Erst nach und nach dämmerte es in ihm auf, die Josti möchte sich deshalb von ihm abgewandt haben. Damit erwachte auch in ihm die Erinnerung an den Abend, da er den Wellerkari bei der Luise gesehen; ein lang gehegter Verdacht, der könnte die Schuld haben an dem Mädchen, wurde stärker und gab auch dem andern Gedanken Raum, jener könnte ihn selbst verdächtigt haben, um sich leichter aus der Schlinge zu ziehen. — Er sprach mit der Sternwirthin und beehrte ihre Hülfe, um dem Gerede der Leute entgegen zu treten. Doch als er den Namen dessen hatte wissen wollen, der das Unglück auf die Luise gebracht, hatte sie ihn schroff zurückgewiesen und ihn von der Sache schweigen heißen. Da war er zum alten Dehler gegangen. In seinem Stall hatte er ihn getroffen, und nicht erst in die Stube hatte der Bauer ihn heraufkommen lassen, weggejagt hatte er ihn wie einen rändigen Hund. Da hatte er all die Tage die Zähne zusammengebissen, daß er seine Pflicht weiter tat und nicht fortließ in sein altes, leichtes Leben zurück. Aber heute war's schlimmer; heute sollte die Hochzeit der Josti sein! Das brachte ihn um seine letzte Ruhe. Wie ein Taumelnder war er in's Zimmer getreten und schwer setzte er sich auf einen der Stühle. „Gebt mir zu trinken“, sagte er heiser.

„Es scheint mir, Du hast schon getrunken, Friedli!“ redete Frau Agathe, zu ihm herantretend.

Da sah er plötzlich ganz nüchtern aus, und ein Zug schlauer Berechnung trat in sein Gesicht. „Sagt einmal, Frau, tut mir einen großen Gefallen! Sagt mir einmal, wie die Leute im Dorf dazu gekommen sind, mich für der Luise ihren Liebhaber anzusehen?“

Die Sternwirthin ließ sich bei ihrem Knecht am Tische nieder. „Quäl' Dich doch nicht weiter“, sagte sie zutraulich. „Du weißt, wie schwer mich auch das Unglück drückt!“

Sie führte ihr Sacktuch an die noch immer feuchten Augenleinen; dann fuhr sie fort: „Du könnt'st uns helfen, Friedli! Weißt, ich meine, es würde den Leuten die Mäuler stopfen! Die Luise und Du — sie tun Euch doch zusammen, — und wenn Du mein Maitli willst, ich hab' nichts dagegen! Du

bist ein Fleißiger und unser Gewerbe wird sich schon gut machen in Deiner Hand! — Es wär' auch für Dich eine Stellung, ein Auskommen! — Was meinst?" — Sie schien offenbar zu erwarten, daß er mit beiden Händen zugreife.

Er tat, als ob er sich besänne. Dann sagte er: „Aber, wenn ich sie heirate, da sollte ich doch wissen, wer der andere —“

Sie neigte sich näher zu ihm: „Weißt, ich sollt's ja nicht sagen! Er hat mir ja auch ein gutes Stück Geld gegeben für die Luise, und er hat sie halt nicht nehmen dürfen, weil sein Vater es nicht zugegeben hat — um keinen Preis nicht!“

Dann ist's also der Wellerkari?" sagte der Friedli so harmlos als möglich.

„Ja“, nickte Frau Agathe.

Des Burschen Augen fingen an zu glänzen. Er richtete sich auf am Tische, und unter dem harten Druck seiner Hände brach eine Ecke der tannenen Platte.

Frau Agathe fuhr auf. „Was machst denn?“ fragte sie ängstlich.

„Nichts!“ antwortete er und horchte hinaus. Von der Kirche läutete es die Hochzeit ein. Er ging hinüber zur Tür und legte die Hand auf die Klinke.

Dort hielt ihn die Frau zurück. — „Wohin willst?“ fragte sie zitternd.

Da glärte er sie an mit flammenden Augen. „In die Kirche, Frau“, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Sie krallte ihre Hände in seinen Arm. „Bleib' hier, Du stellst ein Unglück an! Bring' nicht noch mehr Schand auf uns!“

„Ihr wollt also mit?“ lachte er höhnisch. „'s ist mir auch recht!“ Er zog sie aus der Tür mit fast roher Kraft, da sie ihn nicht losließ. Die Finger seiner linken Hand legten sich dann wie Schrauben um ihr Handgelenk. So zertrte er sie vor's Haus. Von dort ging sie willenlos mit ihm und weinte nur still vor sich hin. Unterwegs kümmerte sich niemand um die Zwei, sah sie keiner; fast alle Dörfler waren in der Kirche versammelt. Die Glocken schwiegen jetzt, ein Zeichen, daß die heilige Handlung begonnen hatte.

Das einfache Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt. An den geschmückten Altären brannten die Kerzen, in den übrigen Teil der Kirche warfen die mit Malereien verzierten Fenster nur einen fahlen Abglanz des ohnehin spärlichen Tageslichtes. Der Hochzeit wollte draußen keine Sonne leuchten. Vor dem Hauptaltare stand der Geistliche, ein schwächlicher alter Mann, dem selbst das reiche Festgewand nichts Imponierendes zu geben vermochte.

Soeben winkte er dem Brautpaar, heranzutreten. Sie hatten allein in der vordersten Bank gesessen, der Kari und die Josi. — Sie standen auf und traten zum Altar.

Durch die Bänke, in denen die Sippe der beiden saß, ging eine Bewegung. Der alte Dehler und neben ihm Weller, der Gemeindefschreiber, hatten dort neben andern Unverwandten ihre Plätze. Und eben, als der Pfarrer seine Formeln über dem Brautpaar, das niedergekniet war, zu lesen begann, da knarrte die schwere Eichentür der Kirche, und zwei späte Kirchgänger traten ein. Hier und dort drehte einer den Kopf um nach den beiden. Die dämpften ihre Schritte nicht wie sonst Zuspätkommende.

Sie dämpften ihre Schritte nicht wie sonst Zuspätkommende.

Plötzlich schallte eine keuchende, wie von Zorn heißere Stimme durch den heiligen Raum. „Halt, Pfarrer, ich hab' noch einen Segen für den Bräutigam.“

Eine mächtige Aufregung kommt in die Versammlung. Einige Männer treten aus den Stühlen, den Ruhesörer hinauszubringen. Der aber ist schon vorn am Altar. Es ist der Friedli.

Die beiden Knienenden sind emporgefahren. Der Pfarrer steht ungeschlüssig, verblüfft beiseite. Der Kari hat die Fäuste geballt, als ob er hier an geweihter Stätte sich vergreifen möchte an dem Eindringling; und die Josi stellt sich zwischen die beiden Männer mit erhobenen Händen, blaß wie der Tod. Zwei große, brennende Tropfen verdunkeln ihr den Blick. Ist er ein so Schlechter? Betrunknen kommt er in die Kirche, ihre Hochzeit zu stören! Und sie hat ihn so gern gehabt!

Der Friedli sieht freilich einem Betrunknen ähnlich.

Seine Züge sind verstört, seine Augen funkeln den Kari an, und was er redet, klingt wie im Rausch. Da wollen sie Hand an ihn legen. Mit einem Ruck macht er sich frei und stellt sich neben den Pfarrer. Er hebt die vor Erregung zitternde Hand und weist auf den Hochzeiter. Mit mächtiger Stimme, daß es jeder hört schreit er in die Kirche hinein: „Der hat mich verleumdet, hat gesagt, ich hab's mit der Tochter von meiner Meisterin gehalten! Gib ihm Dein Maitl, Herrengutbauer! Aber das sollst wissen Der hat die Luise verführt!“

Der Wellerkari ist zurückgefahren, als wie gestochen. Sein Gesicht ist wie mit Blut übergossen und dann wird es weiß. Er muß sich am Altar halten — die Kirche dreht sich mit ihm; aber er quält doch die Worte hervor. „'s ist ein Lug!“

Der Friedli hat's gehört er weist auf die Sternwirtin, die halb ohnmächtig unter der Menge steht. „Fragt die!“ ruft er hohnlachend; dann drängt er sich wie ein Toller



Da schauten sie sich an. Auf einmal zwang es sie zusammen

durch die Menge und stürzt zur Kirche hinaus. Es hat ihn keiner gehalten. Einige haben die Sternwirtin umringt, und die hat wider Willen bekennen müssen, daß der Friedli die Wahrheit gesagt hat. Jetzt will ein jeder dem Ausgang zu, unter dem alte Weller mit dem Kari verschwindet.

Der Herrngutbauer hatte seine Faust dem Kari vor's Gesicht gehalten und gerufen: „Geh', Du Schuft, mit der hast Du nichts mehr zu tun!“ Dabei hatte er auf die Josti gewiesen, die vor dem Altar kniete und ihr Gesicht in den Händen verbarg. Der Gemeindefschreiber aber hatte seinem Vuben mit mühsam verhaltener Wut zugerannt: „Komm' heim, Du!“ Und dann hatten sie die Kirche verlassen.

Leerer und leerer wurde der Raum, bis nur noch die Josti blieb und ihr Vater und der Pfarrer. Das Mädchen kniete noch immer. Mechanisch hatte sie den Kranz aus ihrem Haar gelöst; dann legte sie die gefalteten Hände auf den Altar und darauf den Kopf und weinte und betete — und dankte dem Herrgott im Himmel! In ihr war auf einmal etwas frei geworden, das auf ihr gelastet hatte mit unseliger Last. Der Pfarrer wandte sich endlich zu ihr und sagte mitleidig: „Tröst' Dich, Josti! Er hat's nicht verdient, daß Du um ihn weinst!“

Da stand sie auf, und mit leuchtenden Augen sagte sie: „Um den wein' ich nicht!“ Dann schritt sie mit dem Vater aus der Kirche, und mit seinem ganzen Progenstolz gewappnet, führte der sie durch's Dorf nach Hause.

5.

Es war am Tag nach dem gestörten Hochzeitsfest, einem Ereignis so unerhört, daß die Mattener noch immer sich nicht beruhigen konnten. Die widersprechendsten Meinungen wurden laut im Dorf. Die einen gaben dem Friedli recht, und urteilten nicht glimpflich über den Wellerfari; andere gönnten dem alten Gemeindefschreiber die vor allen Leuten in seinem Sohne erlittene Schmach, aber der Großteil der Dorfbewohner schmähete den fremden Burschen, der die Kirche entweiht hatte. Derselbe war gestern nirgends mehr zu sehen gewesen, obwohl halb Matten nach ihm ausschaute, um sich von ihm erzählen zu lassen, was er wußte. Am Weg nach den „Frutten“ hatte ihn keiner gesucht. Dorthin war er gegangen, als er die Kirche verlassen hatte, in sich noch all' die Qual und die Wut, die ihn halb sinnlos gemacht hatten. Wohin er schritt, das wußte er kaum, aber der strömende Regen tat ihm wohl, und, den Kopf bloß, ohne jeden Schutz gegen das Unwetter, stieg er hinauf in den Wald. Von den Bäumen nieder fiel es in schweren, großen Tropfen. Seine Kleider wurden schwer, aber das kümmerte ihn nicht. Nur ruhiger wurde er dabei. An der Stelle, wo er die Josti damals getroffen, setzte er sich auf die Steinbank. Der Felsen schützte ihn, und jetzt dachte er nach. Daß er in Matten nicht bleiben konnte, das wußte er. — Und die Josti? Torheit, sich da noch Hoffnung zu machen! — Er mußte also fort!

„Wieder in die Welt hinaus!“ murmelte er. Die Geige fiel ihm ein und das sorglose Leben und die tolle Lust unter den andern von der Zunft der Musikanten. „Das tät's wieder“, sagte er sich. „Es vergäße sich manches dabei!“

Da quoll es auf in ihm, urplötzlich, wie eine gewaltige Sehnsucht, wieder frei zu sein und lustig und manchmal — ein wenig nur — schlecht! Er erhob sich. Dann erinnerte er sich, wie hier, gerade an dem Felsen, die Josti gestanden. Am Ende war doch noch — irgendwo — ein Funken Hoff-

nung, daß sie zwei zusammenkämen! — Und wenn nicht? „An Dich denken will ich halt“, raunte er auf einmal selbstvergessen in sich hinein, und dann entwarf er einen Plan. Morgen wollte er das Dorf verlassen und sich weiter unten im Thal bei einem Bauern verdingen. — Der, welcher ihn nähm', sollte zufrieden sein mit ihm! — Lange noch saß er dort. Der Regen ließ nach. — Da stieg der Friedli hinab durch das Felsgeröll, nicht dem Wege nach, zu einer Scheune, die er unten am Mattenbach wußte. Dort verbrachte er die Nacht. Ihn gelüstete nicht nach dem „Stern“ zurück. —

Andern Tags zog er talwärts, der Bauernknecht. Die Hänge prangten in sattem Grün, und frisch schien alles ringsum; wie ein friedlicher Scheidegruß ging's dem Wanderer aus von dem nebelbefreiten Land.

Da auf einmal, wo die Straße sich krümmte und das Dorf sich seinen Blicken verlor, stand die Josti. Er schrak förmlich zusammen. Wo mochte die herkommen? Er sah sich um. So weit er schaute, war die Straße leer. Da faßte ihn der Troß, und er wollte vorüber gehen.

„Friedli!“

Nun stand er doch still. „Was willst denn Du hier am Weg?“ fragte er fast unfreundlich.

„Mit Dir noch reden hab' ich gewollt“, sagte sie. Und als er schwieg, fuhr sie hastig fort: „Ich hab' Dich zurückkommen sehen zum „Stern“ heute morgen und ich dachte, daß Du fortgehen würdest! Und als ich Dich aus dem Hause kommen sah, bin ich über die Matten gelaufen und hab' Dich hier erwartet!“

„Und warum?“

Sie senkte den Kopf; die Augen waren ihr feucht und sie schlang die Hände ineinander, daß sie ruhig sei. „Weißt, mit uns zweien ist's ja zu End' — und eh' Du fortgehst, mücht' ich Dir noch abbitten, daß — ich so etwas geglaubt hab' von Dir!“

„Ja! Du hast's geglaubt und hast dann zum Troß den — andern nehmen wollen“, sagte er. Seine Stimme klang hart.

„Sei mir nicht böß, Friedli! — Und gest — Du — Du gehst nicht zu Deinem alten Leben zurück!“

Es packte ihn, er atmete schwer. „Warum sollt' ich Dir böß sein? — Eher Du mir! Ich hab' euch ja alle bloßgestellt in der Kirche gestern! — Was das andere ist, — ich geh' mir einen andern Dienst suchen!“

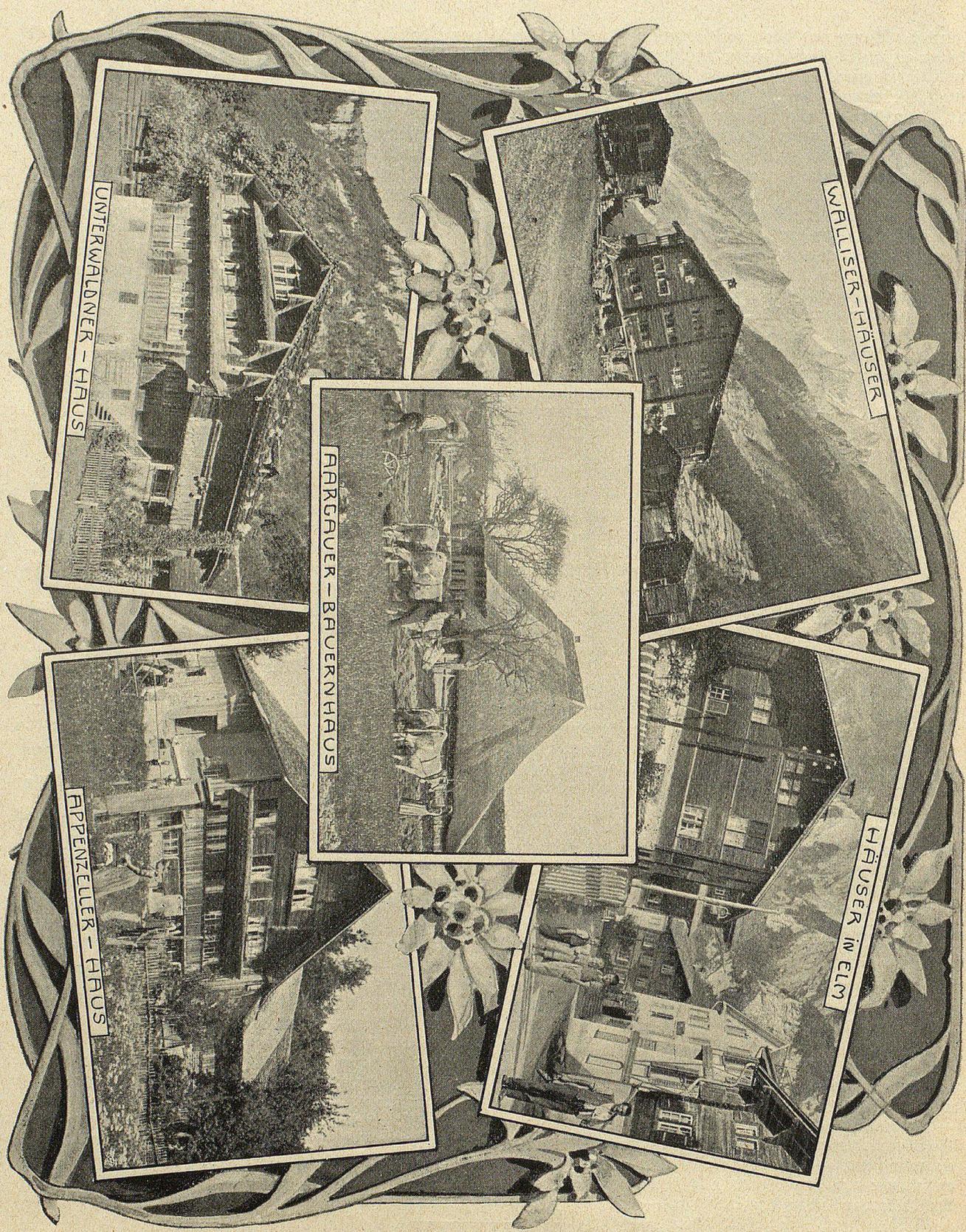
Sie sah auf, froh fast, und streckte ihm die Hand hin. Langsam, mit festem Druck legte er die seine hinein. Und da schauten sie sich an. Auf einmal zwang es sie zusammen.

„Josti“, sagte er mit zitternder Innigkeit, und sie küßten sich, wie sie sich nimmer geküßt hatten. Ein jedes wußte, daß das andere ihm Treu halten werde für allezeit. — Jetzt schieden sie.

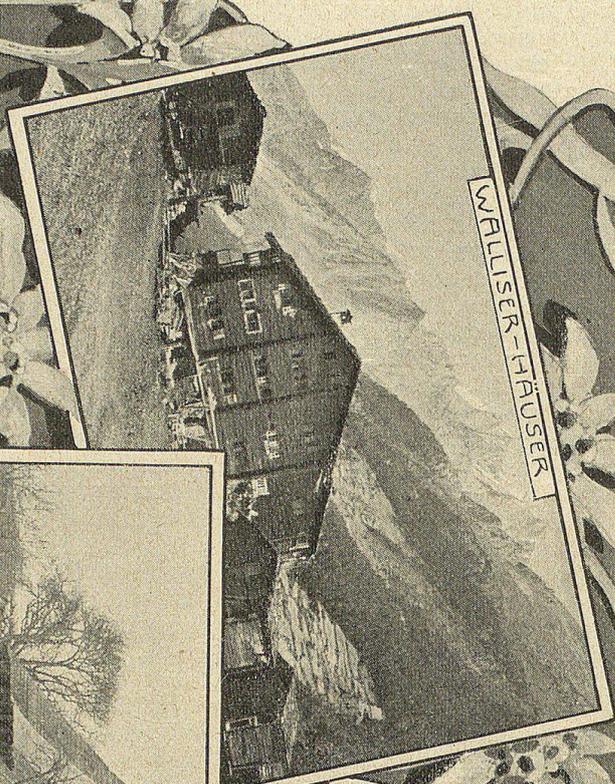
„Ich komme wieder“, sagte er, ihre beiden Hände haltend.

Und ob sie traurig den Kopf schüttelte und sich dann von ihm wandte, schluchzend zum Herzbrechen — als er seine Straße hinab wanderte, da war sein Schritt leicht und froh, und er schaute vor sich mit hellen Augen, als hätte er einen Sieg errungen. — Weißes, goldiges Licht floß herab auf seinen Weg; hinter weißen Wolken leuchtete die Sonne, daß Schleier um Schleier zerstob ob dem Glanze. — Und „Josti, Josti, ich hol' Dich mir“, redete der Friedli vor sich hin in närrischem Uebermut. — —

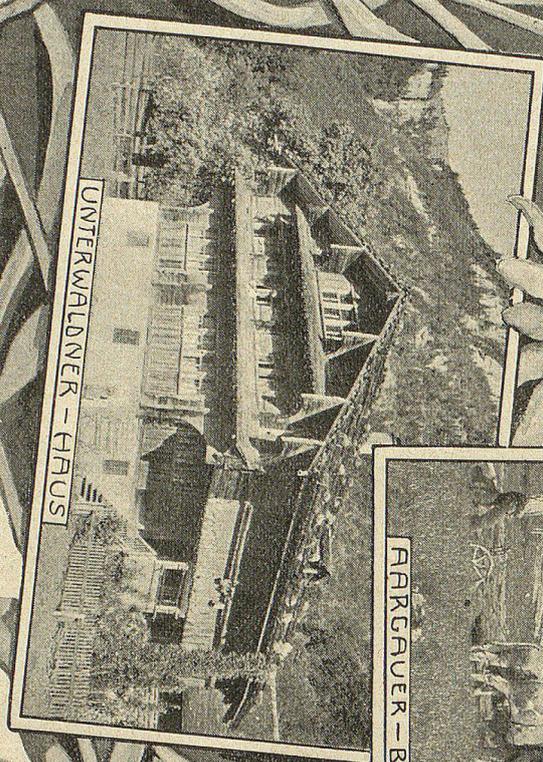
Nach zwei Jahren ist er wieder gekommen — nicht umsonst!



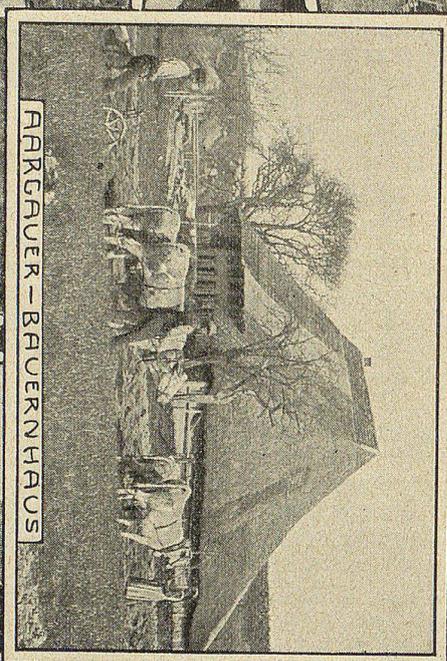
WALLISER-HÄUSER



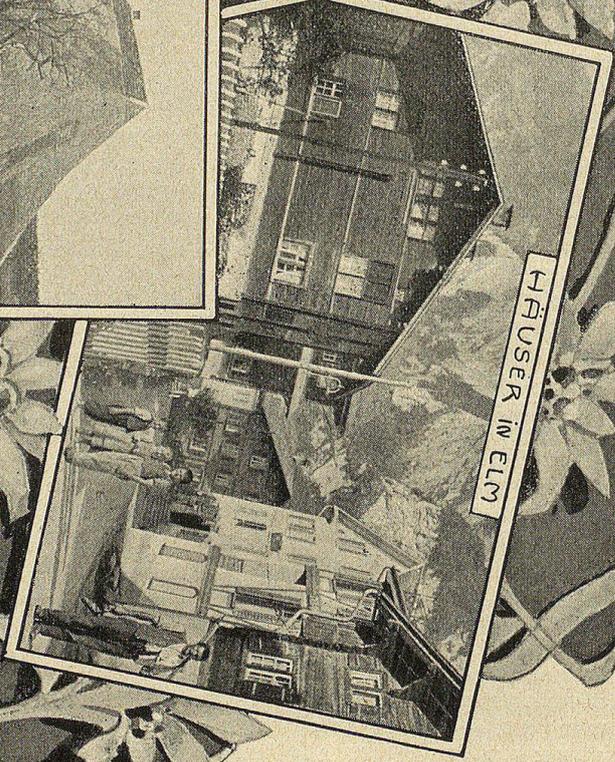
UNTERWÄLDNER-HAUS



ARRAUER-BAUERNHAUS



HÄUSER in ELM



APPENZELER-HAUS

